

Dorotea De Spirito
Die Liebe ist ein Dämon

Die 16-jährige Vicky ist ein Engel, allerdings ohne Flügel, weswegen sie sich unter ihresgleichen immer ein bisschen unvollkommen fühlt. Als ein neuer Junge an ihre Schule kommt, ist sie von seiner sinnlich-dunklen Ausstrahlung, den schlanken Händen und dem kleinen Tattoo am Handgelenk unwiderstehlich angezogen. Und diese Anziehung scheint auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Aber dann wird eine Schulfreundin von Vicky, ebenfalls ein Engel, tot aufgefunden – ermordet von einem Dämon. Denn, das erfährt Vicky erst jetzt, die Dämonen sind seit Urzeiten die Todfeinde der Engel, zu erkennen an einem kleinen schwarzen Tattoo am Handgelenk ...

Dorotea De Spirito war erst siebzehn, als sie diesen Roman geschrieben hat. Sie ist in Viterbo in Italien aufgewachsen, einer kleinen Stadt in der Nähe von Rom, wo auch dieser Roman spielt. Heute lebt sie in Mailand und studiert Literaturwissenschaften.

Annette Lardschneider, geboren 1973 in München, ist gelernte Buchhändlerin und studierte Romanistik und Buchwissenschaften in Freiburg, München und Barcelona. Heute lebt sie mit ihrer Familie als freie Übersetzerin in Köln.

Dorotea De Spirito
Die Liebe ist ein Dämon

Roman

Aus dem Italienischen
von Annette Lardschneider

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm von dtv junior
und viele andere Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



Deutsche Erstausgabe 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© für den Text: 2009 Arnaldo Mondadori Editore S. p. A., Milano
Titel der italienischen Originalausgabe: ›Angel. L'Amore è un demone‹,
2009 erschienen bei Arnaldo Mondadori Editore S. p. A., Milano
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Bente Schlick
Gesetzt aus der Centaur II/14'
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71455-6

So, so you think you can tell Heaven from Hell?

Pink Floyd, Wish You Were Here

Die Liebe ist ein Dämon.

Die Liebe verlangt nach etwas, was sie braucht,
aber nicht hat und was ihr also fehlt.

Die Liebe ist ein Dämon.

Nach Platon

Die Liedzeilen auf den Seiten 5 und 286–288 wurden aus folgenden Songs entnommen:

James Blunt: *You're Beautiful. Back to Bedlam*. 2004. Atlantic Records

Coldplay: *Yellow. Parachutes*. 2000. Parlophone

Pink Floyd: *Wish You Were Here. Wish You Were Here*. 1975. Harvest Records

Platon hat ganz gewiss noch nie einen Dämon gesehen.

»Dämonen sind Mittler zwischen Göttern und Menschen«, schreibt er, selbst wenn er in Wirklichkeit noch nie einem Dämon begegnet ist. So wie er auch noch nie einen Engel gesehen hat.

Und sicherlich hat noch niemand, weder heute noch damals, gesehen, wie ein Dämon auf einen Engel trifft.

Platons Meinung nach ist ein Dämon rau und hässlich und besitzt weder Schuhe noch ein Zuhause.

Nein, Platon kann einfach keine Dämonen gekannt haben.

PROLOG

»Es ist ein hübsches Mädchen.«

Der Arzt legte der Mutter das Neugeborene in die Arme und blickte sie eine Weile an, während er über seinen dichten blonden Bart strich.

Die Mutter gab ihm einen müden und dankbaren Blick zurück.

»Sie können ruhig näher kommen, nur keine Angst«, sagte der Arzt zum Vater des Neuankömmlings.

Im Zimmer herrschte eine unwirkliche Stimmung, die nur von dem leisen Geräusch des Regens unterbrochen wurde, der pausenlos fiel und dabei alles und jeden einhüllte.

Es war der zehnte Juni, und obwohl es in den Wochen zuvor herrliches Wetter gegeben hatte, regnete es seit dem letzten Abend fast ununterbrochen. Feine dichte Tropfen, kleine wie Silber leuchtende Spritzer erfüllten den mit Wolken besetzten Himmel.

»Sie ist voller Blut«, sagte der Vater der Kleinen. Seine Stimme verriet eine leichte Besorgnis. »Können wir ... den Rücken sehen?«

»Natürlich. Drehen Sie sie um.«

Der Arzt strich sich weiterhin über den Bart und blickte

mal zum Vater, mal zur jungen Frau. Zärtlich hielt er ihre Hand fest.

Die Frau drehte behutsam das Kind um, so als ob es sich um zerbrechliches Kristallglas handeln würde. Dann hielt sie es hoch, um es aus der Nähe zu betrachten.

»Man sieht nichts, da ist so viel Blut.«

Der Vater trat beunruhigt näher heran, während der Arzt unwillkürlich lächelte. Ein kleines Mädchen beobachtete durch den Türspalt, was im Zimmer geschah.

»Auch Ihre Große ist neugierig«, bemerkte der Arzt. Aber der Vater achtete nicht auf seine Älteste. Es gab etwas Wichtigeres, das zeigte er dem Arzt mit einem insistierenden Blick ganz deutlich.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte der. »Es ist normal, dass sie voller Blut ist, jetzt zeige ich es Ihnen.«

Der Arzt ging selbstsicher auf das Paar zu, so wie er es schon hunderte Male bei frisch gebackenen besorgten Eltern getan hatte. Dann beugte er sich über die Mutter und nahm ihr sanft das Kind ab. Bevor er es umdrehte, um den Rücken zu betrachten, schaute er in das schrumpelige Gesicht und musste grinsen.

»Was ist los? Was hat sie?«, fragte die Mutter.

»Die Neugeborenen sehen wirklich immer so drollig aus.«

Die Gelassenheit des Arztes fing an, das junge Paar zu irritieren. Sie hatten jetzt einfach keine Lust, über dies und das zu plaudern.

Sie wollten sie sehen, sie wollten sie anfassen. Sie wollten

das Blut wegwischen, das alles bedeckte, und endlich den Rücken ihres kleinen Engels bewundern.

Genau in diesem Moment änderte sich der Gesichtsausdruck des Arztes. Das Lächeln auf seinen Lippen verschwand.

»Schwester!«, schrie er.

Einen Augenblick später stand eine junge Frau mit einem langen weißen Kittel neben ihm. Und ihr Gesicht sah nicht weniger besorgt oder verwundert aus als das des Arztes.

»Aber ist denn dieses Kind kein Engel?«

»Doch, es sollte einer sein. Aber es ist keiner.«

UNSER GEHEIMNIS

Den letzten Ferientag kann man einfach nicht zu Hause verbringen. Das verstößt gegen die ungeschriebenen Schülergesetze. Ich klappe mein Buch zu und rolle mich aus dem Bett.

Ich schüttle meine verwuschelten Haare und versuche dabei wieder erfolglos, eine rebellische Haarsträhne zu bändigen. Ich muss unbedingt noch die CD von *30 Seconds to Mars* wiederfinden, die ich meiner Freundin schon längst zurückbringen wollte. Ich kippe eine Schublade auf dem Boden aus. Aber kurz darauf verschiebe ich die schwierige Aufgabe, die CD zwischen dem ganzen Kram herauszuangeln, auf nachher.

»Komm nicht zu spät zurück!«, ruft meine Mutter, doch ich habe bereits die Tür hinter mir zugeschlagen.

Ich stürze mich in das Gassengewirr der Altstadt. Der dunkelgraue Peperinstein der Straßen wird von der Sonne in ein warmes Licht getaucht und glänzt so sehr, als ob er nass wäre.

Meine Stadt ist ein ganz schöner Schwindel, denke ich. Ich schnaube leise und blinzle in die pralle Sonne. Im Grunde ist Viterbo nämlich nicht viel mehr als ein riesengroßes Dorf.

Zwar kennt nicht jeder jeden persönlich, immerhin leben hier sechzigtausend Leute. Aber es gibt eine Theorie, nach der es nur fünf Personen braucht, um einen Menschen mit einem beliebigen anderen Menschen in der Welt in Verbindung zu bringen. In Viterbo braucht es sicher nur eine Person. Na ja, wenn die eine Person sehr diskret ist, können es auch zwei sein.

Wie in einem Dorf weiß jeder alles von jedem, aber wie in einer großen Stadt denkt niemand daran, dir zu helfen, wenn es sich irgendwie vermeiden lässt.

Einige behaupten, dass wir in einer alten, mittelalterlichen Stadt leben. Aber sie irren sich, denn unsere Wurzeln reichen noch viel weiter in die Vergangenheit zurück, in eine Zeit, als diese Region noch von den Etruskern bewohnt wurde.

Von diesen Zeiten, in denen man die Zukunft voraussagte und in Häusern aus Tuffstein wohnte, ist nicht viel übrig geblieben, außer das eine oder andere Höhlengrab oder ein paar schwer zu deutende Wandmalereien.

Aus dem Mittelalter hingegen gibt es ganze mit Peperin-stein gepflasterte Viertel, Plätze mit dunklen Steinbrunnen und zu Statuen erstarrte Löwen, die auf Türme und Gesimse geklettert sind und die dich mit ihren Augen aus Vulkan-stein, der im Lauf der Jahrhunderte hart geworden ist, anstarren und überwachen.

Die dicken Stadtmauern sind geblieben. Hoch und gewal-tig wurden sie in der Vergangenheit gebaut, um die Stadt vor Feinden zu schützen. Heute dienen sie vielleicht dazu, uns hier drin einzusperren und andere auszusperren. Denn un-

sere Stadt sperrt sich gegen alles und gegen jeden, gegen Neuigkeiten und gegen Neuankömmlinge. Wir stammen von einem obskuren Volk ab, das bis heute wenig bekannt ist und seine eigenen Grabstätten, seine eigenen religiösen Kulte und viele Geheimnisse hat. Ein Volk, das diese Geheimnisse seit Jahrtausenden eifrig beschützt. Darum beäugt es heute immer noch alles Neue argwöhnisch, darum misstraut es noch immer allem, was es nicht kennt.

Wenn jemand die richtigen Texte lesen und die geschichtlichen Zusammenhänge richtig deuten würde, könnte unser Geheimnis sogar gelüftet oder wenigstens erahnt werden.

Aber wen kümmert schon eine winzige Stadt, die, von der Welt fast unbemerkt, hinter Hügeln versteckt in einem Tal liegt?

Viterbo hat sich mit all seinen Heimlichkeiten in sich selbst verschlossen – so war es immer schon und alle sind damit zufrieden.

Meine Familie ist der ganz offensichtliche Beweis dafür.

In welchem anderen Winkel der Erde könnte sonst ganz offen eine Gemeinschaft von Engeln leben?

Wir werden in der Stadt respektiert. Vielleicht wurden wir früher auch gefürchtet, aber jetzt honoriert man, dass wir trotz unserer Andersartigkeit, trotz unserer Flügel (oder dem, was davon übrig geblieben ist) mit dieser Stadt groß geworden sind. Wir haben ihre Anfänge miterlebt, wir sind Zeugen ihrer Geschichte und wir sind mit den Vorfahren der

heutigen Bewohner aufgewachsen. Tausend Jahre alte freundschaftliche und respektvolle Beziehungen binden uns an diese Menschen und niemand denkt auch nur daran, diese Verbindungen zu kappen.

Dieses Kaff ist im Winter ein bisschen zu grau und ein bisschen zu eng für jemanden, der sechzehn Jahre ist und so gerne die Welt kennenlernen würde. Aber doch ist es der einzige Ort, an dem solche Wesen wie meine Familienangehörigen sich niederlassen und leben können.

Wie meine Familie, wohlgemerkt, aber nicht wie ich.

Meine Familie stammt aus einer uralten Engelsippe und alle ihre Mitglieder sind perfekt – bis auf eine einzige Ausnahme.

Mein Vater ist ein Engel, meine Mutter ist ein Engel und meine Schwester Elena ist ein Engel. Sie sind alle so schön wie Renaissancegemälde, sie haben alle ein Botticelli-Gesicht und alle sind so blond wie ein Weizenfeld im Juni. Und sie haben alle Flügel.

Alle, nur ich nicht.

Ich bin das zweite Kind der Familie, ich habe keine Flügel, und wenn ich zwei Schritte mache, stolpere ich mindestens dreimal dabei über meine eigenen Füße. Vielleicht gelingt mir das auch einigermaßen anmutig, wenn man beim Fallen überhaupt anmutig aussehen kann. Ein Purzelbaum bleibt trotzdem immer ein Purzelbaum.

Meine Schwester war bei dem glücklichen Ereignis meiner Geburt dabei. Sie trug eines von diesen entzückenden Rüschenkleidern, die Eltern einem hinterrücks anziehen, bevor

man alt und vernünftig genug ist, um sie sich vom Leibe zu reißen.

Sie war dabei, in ihrem hellblau-karamellfarbenen Kleidchen und mit den schönen blonden Haaren, die ihr wie lose goldene Fäden über die Schultern fielen, wo sich bereits die ersten zarten und vielversprechenden kleinen Federn zeigten – meine Schwester, in all ihrer von unseren Eltern geerbten Vollkommenheit.

Stellt euch mal das Erstaunen vor, als ich auf die Welt gekommen bin.

Vielleicht kann mir eines Tages jemand erklären, was genau geschehen ist, was außer dem Nieselregen noch alles in der Luft lag. Aber vielleicht gab es da in Wirklichkeit auch gar nichts Besonderes.

Man kann sich nicht aussuchen, wo, von wem und vor allem *wie* man geboren wird.

Es ist seltsam, ohne Flügel in einer Engelfamilie zu leben.

Es ist seltsam, in einer Familie, in der alle goldblonde Haare haben, die einzige Dunkelhaarige zu sein.

Es ist seltsam, als einzige rote Rose in einem Feld voller weißer Rosen zu blühen.

Es ist seltsam, wie dich die anderen Rosen ansehen.

Ein Scherz der Natur.

Das schwarze Schaf.

Sicher mussten sich die weißen Schafe der Herde irgendeinen Reim auf das Ganze machen, denn es ist nur zu offensichtlich, dass ich die Tochter meiner Eltern bin. Ich habe die großen Augen meiner Mutter – jedoch grün und

nicht tiefblau – und exakt die gleichen fein geschwungenen Augenbrauen wie mein Vater. Und mein breiter Mund ist ganz genau so wie der von meiner Schwester. Man kann also ausschließen, dass im Krankenhaus zwei Neugeborene von einer nach einer 24-Stunden-Schicht erschöpften und unaufmerksamen Krankenschwester vertauscht worden sind.

Vielleicht hätte sich die restliche schneeweiße Herde gerne einer solchen Theorie angeschlossen, vielleicht auch nicht ... Ich weiß nicht, was in solch einer kleinen Stadt, wie die, in der ich lebe, besser gewesen wäre.

»Hallo Vittoria!«, grüßt mich eine ältere Frau.

Typisch – wenn ich durch die Straßen der Altstadt laufe, treffe ich immer jemanden, den ich kenne.

Die Häuser geben einem das Gefühl, ganz weit weg in der Vergangenheit zu leben, nur das eine oder andere Auto am Gassenrand und die beleuchteten Schaufenster der Geschäfte erinnern daran, dass wir im 21. Jahrhundert angekommen sind.

Und man kann hier kaum zwei Schritte gehen, ohne stehen zu bleiben, jemanden zu grüßen und ein paar Worte zu wechseln.

Ich versuche, so gut es geht, auf den holperigen und heimtückischen Pflastersteinen zu hüpfen. Ich stecke die Hände in die Taschen meiner blauen Kapuzenjacke, gerate ins Schwanken und gewinne wieder ein wenig Gleichgewicht zurück.

Ich überquere den Platz und bin da.

ENGEL WIE SIE

Lorenzo ist mein bester Freund. Wir sind zusammen aufgewachsen, wir kennen uns, seit ich denken kann.

Ich klinge an der Tür. Keiner antwortet.

Das ist typisch. Er duscht sicher noch oder föhnt sich die Haare.

Ich drücke mit zwei Fingern fester auf den Klingelknopf.

Mal schauen, ob er es jetzt hört.

Eine gute Minute später antwortet er.

»Hallo Vicky! Los, komm hoch.«

Ich nehme die Finger von der Klingel. Mein Sturmläuten erkennt er immer.

Lorenzos Haus gefällt mir. Besonders weil nie jemand von seiner großen Familie zu Hause ist oder uns einfach keiner stört.

Er öffnet mir die Tür. Seine blonden Haare sind noch ganz nass.

»'tschuldige, ich hab mich grade abgetrocknet.«

Natürlich.

»Macht nichts, das hatte ich mir schon gedacht.«

Lorenzo ist mein wahrer Bruder, auch wenn er zu einer anderen Familie gehört. Ich betrachte ihn viel mehr als

meinen Bruder, als dass ich dieses Gefühl für meine Schwester Elena hätte. Er war und ist ein Stück meines Lebens, ich habe keine Erinnerungen, die nicht in irgendeiner Weise mit ihm verbunden wären. Lore ist der vernünftige Teil von mir, der mir sagt, wann ich übertreibe. Gleichzeitig ist er superlustig und komplett verrückt. Er schafft es immer, mich wieder aufzumuntern. Wir brauchen gar nicht viel zu sprechen. Wenn es einem von uns beiden schlecht geht, dann merkt und sieht das der andere. Er fragt nach und gibt, wenn es nötig ist, Ratschläge. Oder er hört einfach zu und fertig, weil er weiß, wann es besser ist zu schweigen.

Das ist das Schöne zwischen uns.

Wir gehen in sein Zimmer. Während er sich fertig macht, lasse ich mich auf sein himmelblaues Sitzkissen fallen.

»Irgendwann wird mich dieses Ding noch auffressen«, stöhne ich besorgt, während ich von der puddingartigen Polsterung umschlungen werde.

»Ich wollte ihm das schon beibringen, aber er folgt mir einfach nicht.«

Ich pruste los und versinke noch tiefer in die unwahrscheinlich bequeme Schaumgummifalle.

»Hilf mir, ich komm nicht mehr raus!«

»Die Versuchung ist aber sehr groß, dich deinem Schicksal zu überlassen«, sagt er grinsend.

Er nimmt meinen Arm und zieht mich aus dem gemeingefährlichen Sitzkissen.

Wie groß Lorenzo im Vergleich zu mir ist. Er ist wirklich der perfekte Engel: schlank, strohblond und helle Augen,